

© Hans J. Vermeer

Grenzen der Translation ausloten

Es soll also die Rede von der Translation sein, dem Dolmetschen und Übersetzen. Ein uraltes Streitgesprächsthema. Es sollte mich nicht wundern, wenn die Historiker in einiger Zukunft dokumentieren könnten, daß der Zank um das ‚richtige‘ Translatieren (das Wort selbst ist ja, wie ich immer wieder betonen möchte, seit dem 15. Jh. im Deutschen belegt) – daß also der Zank ums Translatieren schon zwischen Eva und Adam im Paradiese begann, waren sie doch untereinander nicht eins und zudem von fremden Mächten umgeben: auf der einen Seite der allmächtige Gott Elohim, auf der anderen der Schlangenteufel, der von oben, vom Ast eines Baumes herab auf sie einredete. Eigentlich hätten die Linguisten schon damals einsehen können, daß es gar nicht um Sprache ging: Elohim sprach zweifellos wunderbar gesteiltes Hebräisch, und der Teufel hatte schon in der Schule eine Eins in Rhetorik bekommen. Was Eva und Adam damals nicht verstanden und wozu sie ihre Kinder und Kindeskinde bis heute nicht erziehen konnten, war die Einsicht, daß nicht die Sprache das Verstehen macht, sondern die Art, wie gesprochen wird, die „Kultur“ als jenes Verhaltensregelrepertoire als Regulativ, das bestimmt, *wie* man sich verständigen kann, im schlimmsten Fall sogar ohne Sprache.

Darüber möchte ich mit Ihnen nachdenken: über das Translatieren über kulturelle Grenzen hinweg und wie das vielleicht bewältigt werden könnte. Ich suche nach Möglichkeiten einer Erweiterung und Vertiefung von Forschungen zur Translation und ihre vielleicht doch noch mögliche Wissenschaft.

Dazu zuerst ein einfaches und doch kompliziertes – also ein einfach komplexes Beispiel:

Gestern habe ich eine Schlange gesehen

kal māĩ ne ek sāp̃ (ko) dekhā

कल मैं ने एक साँप (को) देखा

کل میں نے ایک سانپ (کو) دیکھا

நேற்று ஒரு பாம்பை காண்டேன்

nērru oru pāmpai kāṅṅtēṅ

sāp < sarpa- < *serp- „kriechen“
 Schlange < *slenk-/sleng- „schlängeln“
 zu skt. nāga- vgl. engl. snake

Die Probleme, auf die es mir im Augenblick (!) ankommt, sind folgende:

Speicherung – Gespeichertes erinnern – Emotionen – Erinnerung
 verbalisieren – mit Hilfe der „kollektiven“ Erinnerung und der
 „kollektiven“ Sprache – Folgen und Wirkungen

Alles Verhalten, Tun und Handeln, gleichgültig, ob willentlich oder neuronal bestimmt, ist funktional, hat ein Ziel, einen Zweck, „Skopos“, eine Funktion, gleichgültig, ob dies dem Individuum bewußt wird oder unbewußt bleibt. Translatieren bedeutet, eine Funktion suchen, begründen und holistisch (!) auszuführen versuchen.

Nehmen wir an:

In P keimt ein Gedanke / keimen mehr oder minder zusammenhängende Gedanken – als *scenes* und verbal – woher? Anfang unbekannt – Entstehung komplex – wird unbewußt und teilbewußt geordnet.

Den keimenden und gekeimten Gedanken und alles andere, was noch kommt, nenne ich mit Dawkins (1982) und evtl. Blackmore (1999) „meme“, zu Deutsch: „Mem“. Es gibt einfache und komplexe Meme, vom Buchstaben bis zur 5stündigen Opernaufführung.

Verbalisierung zur Äußerung (mündlich oder schriftlich), unbewußt, nur z. T. bewußt.

Äußerung: durch Muskelaktionen im Mund-Nasen-Rachenraum werden in der Luft, die der Organismus ausatmet (oder selten einatmet, vgl. die Implosive), Wellen ‚konfiguriert‘, ausgestoßen, woraufhin sie sich kugelförmig ausbreiten. – Zur Kontrolle kann der Mensch die Konfigurationen als Töne selbst hören.

Die für den menschlichen Sehapparat (vgl. das Auge) unsichtbaren Wellen werden bis zu einem gewissen Abstand von P (je nach P's Muskelkräfteaufwand) wahrnehmbar.

Erreichen die Wellen einen R, üben sie auf R einen Reiz aus, auf den R unweigerlich reagieren muß. – Wird der Reiz akzeptiert, wird er zu einem Stimulus. Er stimuliert R's auditives (!) Organ (vgl. das Ohr), den Stimulus elektro-chemisch an R's neurophysischen Apparat (vgl. das Gehirn) weiterzuleiten, wo er dann rezipiert wird (werden kann?).

Kurioserweise werden die vorgenannten Wellen auch hier als Töne wahrgenommen. Die Wahrnehmung als solche und ihre darauf folgende Perzeption bleibt unbewußt. (Bewußt werden allenfalls Begleitumstände, z. B. eine für R überhöhte Wellen- (gleich Geräusch-)Stärke).

Die angeblichen Töne werden in der individuellen Rezeption des R gereiht und zusammengebunden, bis die Interpretation größerer Teile (Wörter, Phrasen, Sätze usw.) für R ‚Sinn macht‘. R rezipiert einen ‚sinnvollen‘ Text.

Perzeption bedeutet: Aufnahme der Wahrnehmung, Abstimmung des Wahrgenommenen mit bereits vorhandenem (Langzeit-)Speicher – Vergleich – Akzept oder Korrektur des Wahrgenommenen oder des Speichers – Speicherung des Resultats. Der Speicher wurde dadurch verändert. Die gesamte Prozedur bleibt unbewußt.

Ich habe vonm einer vier- bis fünfstufigen Rezeption gesprochen: Reiz – Stimulus – Wahrnehmung – Perzeption (– Apperzeption).

Im Nachhinein kann das Resultat und seine nähere Umgebung im Speicher wieder als sog. Einfall oder als Erinnerung aktiviert (evoziert) werden. Erinnert wird nicht das Gespeicherte, sondern eine durch die Evozierung veränderte Speicherung (vgl. iterierte Zeugenaussagen). Ich nenne die Bewußtwerdung und evtl. Weiterverarbeitung des Gespeicherten (z. B. zum Überdenken, zur Äußerung usw.) Apperzeption. Apperzeption kann z. B. in die Absicht R's, etwas zu äußern, d. h. sich zu einem P₂ zu machen, übergehen usw.

Der bisher in aller Kürze (!) skizzierte Verlauf von P's Einfall bis R's Apperzeption besteht, wie man erkennen kann, aus einer Vielzahl von Translationen. Anfang und Ende des Geschehens sind ungleich, einander gegenübergestellt (miteinander verglichen) z. T. radikal andere.

Bisher habe ich den multiplen Prozeß als rationalen Ablauf eines rationalen Ablaufs skizziert. Die Ratio spielt bei alledem nur *eine* Rolle. Wichtiger ist die ebenfalls unbewußt bleibende emotionale ‚Begleitung‘ (eigentlich nicht Begleitung, sondern ‚Hauptsache‘). Auch die Emotion (Gefühl, Empfindung usw.) bleibt unbewußt.

Mit der Emotion verbunden geschieht unweigerlich und gänzlich unbewußt eine Evaluierung des Rezipierten / der Rezeption auf Inhalt und Form hin.

Als drittes kommen Assoziationen hinzu. Der neurophysische Apparat (als ‚Vertreter‘ des ganzen Organismus) erlaubt (sich) Abweichungen und Abwege. Dabei kann die Wahrnehmung gestört werden. (Jemand ist geistesabwesend, abgelenkt usw.)

Jeder R nimmt wahr und perzipiert auf seine individuelle Weise.

Jeder der geschilderten Prozesse ist in sich ganzheitlich (holistisch) und doch zugleich durch die Struktur des produzierenden bzw. rezipierenden Organismus in seiner aktuellen Situation in seiner Umwelt auf eine nur perspektivische Äußerung bzw. Wahrnehmung und Perzeption des Geschehens eingeschränkt. Diese Umweltbedingungen (Situation, Perspektivität usw.) bedingen und beschränken einerseits die Äußerung und andererseits die Wahrnehmung und Perzeption.

Analog zur vorstehenden Skizzierung einer ‚auditiven‘ Wahrnehmung und Perzeption (Audition kann sich nur auf einen Teil der ablaufenden Prozesse beziehen) erfolgt die Wahrnehmung und Perzeption eines ‚Schriftstücks‘ oder Bilds.

Vor mir liegt ein materieller Gegenstand. Ich erkenne ihn durch Anschauung, Berührung usw. als materiellen Gegenstand. Ich identifiziere ihn als ein Blatt Papier mit Farbflecken darauf. Die Erkennung und die Benennung des Gegenstands habe ich durch indefinit viele Iterationen auf Anleitung anderer Personen (‚Lehrer‘, Eltern usw.) gelernt.

Zur Erinnerung: Sehen (anschauen) ist keine aktive Handlung eines Organismus, sondern ein zweistufiger Prozeß als passive Rezeption von Photonen (die Antike sprach von „Sehstrahlen“) und aktive Verarbeitung der Reizung – Stimulierung – elektro-chemische Weiterleitung an den

neurophysischen Apparat des betreffenden Organismus und die dortige Perzeption als Weiterverarbeitung (vgl. oben).

Ich habe weiters gelernt, daß sich die Farbflecken auf dem Papier als bestimmte Gestalten iterieren und ich sie Buchstaben nennen soll. Die Buchstaben reihen sich zu größeren Einheiten (Wörtern, Phrasen, Sätze usw.), die ich interpretieren kann, bis das Ganze als mein (!) Text perzipiert wird.

Zum Zustandekommen der Konfiguration vgl. oben die Äußerung eines P. Im Falle einer schriftlichen Äußerung produziert P statt Luftwellen durch Fingerakrobatik am PC und folgenden Ausdruck Farbkleckse auf Papier. P setzt also andere Muskeln als bei oraler Äußerung in Aktion.

Wohl gemerkt: Auf dem Blatt Papier befindet sich kein Text! Ich als Leser-Rezipient interpretiere, konfiguriere, erschaffe sozusagen einen Text aus dem Wahrgenommenen (s. oben).

Ich kann auch nicht im Nachhinein behaupten, die Gestaltungen auf dem Papier ergäben oder repräsentierten oder dgl. einen Text. Einen „Text“ gibt es nur im Prozeß (!) der Rezeption eines Gegenstands als Text. – Habe ich einmal festgestellt, daß die Gestaltungen während einer Rezeption für mich (!) einen Text ergeben, kann ich rückblickend feststellen, für mich (!) ergebe sich bei jeder Lektüre ein (anderer!) Text. Das beschriebene Blatt Papier sei für mich ein „Textem“, d. h., daraus könne bei jeder Rezeption ein individueller Text werden.

Wichtig ist bei oraler und schriftlicher Rezeption, daß bei jeder einzelnen Rezeption holistisch gesehen (vgl. oben zur Umwelt usw.) ein je individueller Text aus einem allgemeinen Textem entsteht (produziert, interpretiert wird).

Analog wie skizziert geht es bei allen Produktionen und Rezeptionen zu, seien es Gemälde, Sinfonien, Statuen (z. B. zum Abtasten) usw.

Nun werden mehrere R unter bestimmten Bedingungen auf Grund der Anschauung eines in bestimmter Weise eingefärbten Papiers (und dgl.) in der Annahme übereinstimmen, das betreffende Blatt Papier ‚sei‘ ein Textem, aus ihm ließen sich Texte machen (besser: es sei als Text

interpretierbar) – für jeden Rezipienten bei jeder Rezeption ein je anderer Text!

Und doch behaupten alle Leute, die soweit gekommen sind, daß sie Luftschwingungen und Farbkonfigurationen interpretieren können, sie ergäben jeweils einen Text. Daß der individuell ist, wird in den allermeisten Fällen nur zögernd und mit Mühe zugestanden – oder auch nicht. So hat man es eben nicht deutlich genug gelernt, obgleich jeder Hermeneut die ewigen Streitereien über die ‚richtige‘ (oder sogar ‚wahre‘) Interpretation bis zum Duell goutiert oder verabscheut. – Es gibt nicht nur eine individuelle Interpretation usw., sondern auch nur eine individuelle Hermeneutik oder Interpretationskunst.

Wie kommt es dann, daß alle Welt (hier hat mich Habermas am meisten zum Widerspruch aufgeregt) gehauptet, da ‚sei‘ ein Text in ‚derselben‘ Situation eines überfüllten Hörsaals usw.? – Die Antwort liegt nicht fern:

Jeder Organismus ist auf Umwelt in der Welt angewiesen. In dieser Umwelt gibt es ‚ähnliche‘ (das ist eine Annahme!) Organismen. Ähnliche Organismen, z. B. solche gleicher Spezies oder solche, die eine Lebensgemeinschaft bilden, wie z. B. Hund und Herrchen usw., müssen sich aufeinander einstellen, sich aneinander anpassen. Das ist überlebensnotwendig. Solche Gemeinschaften (von der Familie bis zur Nation) nennt man „Gesellschaften“. Zur Anpassung wurden (zumeist unbewußt, wenigstens in aller bisherigen Historie) Regeln geschaffen, die jedes Gesellschaftsmitglied stillschweigend oder laut zustimmend oder heimlich zähneknirschend bis zu einem gewissen Grad akzeptieren und beachten muß (vgl. den morgendlichen Gruß unter Bekannten: Wer grüßt wie – durch Guten-Morgen- der Hallo-Sagen, Lächeln, Kopfnicken, Hut-Ziehen etc. – zuerst, der Jüngere den Älteren, der Herr die Dame usw.?). Wie wissen alle, daß solche Regeln gesellschaftsspezifisch sind und wie alle solche Dinge, z. B. die Sprache, unbewußt jeden Moment geändert werden können (wobei es eine längere oder kürzere Weile dauert, bis sich eine Änderung fast allgemein durchsetzt). Unsicherheit wirkt evolutionär.

Diese sozialen Regeln, die zusammen ein Regelinventar bilden, regulieren das gesellschaftliche (soziale) Miteinander. Das Inventar wird zu einem Regulativ. Das nennen wir „Kultur“ (vgl. Göhring 1978). Es gibt viele Inventare, individuelle, gesellschaftsspezifische (Anwälte verhalten sich

anders als Ärzte als Bauarbeiter als Politiker ... – auch wenn sie manchmal dieselben Personen sind).

Für die Geltung und Ausübung dieser Regeln gilt wieder die oben erwähnte Holistik.

Die Beachtung kultureller Regeln in Grad und Form usw. liegt beim Individuum.

Zum Schluß noch ein Absatz zur Translation: Sie verdoppelt und vervierfacht den geschilderten Ablauf und potenziert damit die Komplexität von der Produktion bis zu einer Rezeption eines Phänomens. Translation (als z. T. [!] verbale „translation proper“) kann man nicht durch Regeln zähmen.

Es gibt keine festen Regeln, weil es keine festen Grenzen gibt. Grenzen werden aktuell vom Translator gezogen. Er bestimmt, wie er funktionsadäquat vorgehen muß. Wo der Rezipient daraufhin *seine* Grenze der Akzeptanz zieht, liegt jenseits der Grenze des Translators. Er hat keinen Einfluß darauf.